

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 28 (1952-1953)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Als ich am Rande des Abgrunds stand : Antworten auf unsere Rundfrage  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1070837>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Antworten auf unsere Rundfrage

### Da läutete das Telefon . . .

**A**ls ich vernahm, daß mein Mann ein Verhältnis mit einer viel jüngeren Frau habe, da schien für mich alles zu Ende zu sein. Wir hatten gute und schlechte Zeiten miteinander verlebt; die Kinder waren erwachsen und ausgeflogen, und nun sollte ich plötzlich abseits stehen? Von Scheidung sprach der Gatte zwar nicht; aber würde die Jüngere mich nicht doch schließlich ganz verdrängen?

In einer Stunde tiefster Depression faßte ich den Entschluß, aus dem Leben zu gehen. Heute weiß ich, daß die Haupttriebkraft dazu der Wunsch war, mich zu rächen. Mein treuloser Mann sollte zeitlebens an seiner Schuld zu tragen haben.

Schon hatte ich die Tabletten in ein Glas geschüttet, fest entschlossen, den ewigen Schlaf zu suchen, als das Telefon läutete. Gewohnheitsgemäß ergriff ich den Hörer: Eine fremde Stimme fragte, ob ich Frau X sei. Mein Mann hätte einen Unfall erlitten, liege schwer verletzt im Spital und verlange nach mir.

Er verlangte nach *mir*? Nicht nach der jungen Geliebten? In seiner Not brauchte er *mich*! Vergessen war meine Absicht, Schluß zu machen. Zu Tode erschrocken eilte ich ins Spital, wo ich meinen Mann in Schmerzen und in Fieber liegend fand.

Wie nach Hilfe suchend, umklammerte er meine Hand, als ob er wüßte, daß ich ihn eben noch verlassen wollte. Auf immer verlassen. Und als ich später zögernd fragte, ob er Frau Y sehen wolle, schüttelte er nur den Kopf. Nur mich wollte er in seiner Nähe haben.

Und so blieb es auch, als er langsam genas. Er hatte mich wieder so nötig, wie ich ihn immer nötig gehabt hatte. So taktvoll wie möglich löste er sein Verhältnis auf, und für mich begann eine unendlich schöne Zeit an der Seite des für mich schon verloren Geglauten. Heute wissen wir beide, daß nichts mehr unsere Ehe erschüttern kann.

Immer aber, wenn unerwartet das Telefon läutet, durchrieselt mich ein leiser Schauer.

\* \* \*

### Die Tragödie

Zu dem Doppelmord und Selbstmord, der sich in den Abendstunden des vergangenen Freitags ereignete, erfahren wir noch folgende Einzelheiten: Der 1917 geborene dipl. Geometer M. B. stand in Scheidung und lebte von seiner Frau getrennt. Gegen den in R. domizilierten Ehemann hatte die Frau eine Klage wegen Vernachlässigung der Unterstützungspflicht angestrengt. Am Freitag begab sich B., der im Militär bei den Fliegern eingeteilt war, mit seiner Armeepistole bewaffnet in das Haus seiner Gattin an der Hauptstraße. Wie er seine Schwiegermutter erblickte, feuerte er drei Schüsse auf die Frau ab, die am Kopf und in der Brust tödlich getroffen wurde. Mit einem weiteren Kopfschuß tötete B. seinen vierjährigen Knaben. Während die entsetzte Mutter fliehen und um Hilfe rufen konnte, richtete der Mörder die Waffe gegen sich und verschied nach einer Stunde an der schweren Verletzung. Vom Polizeikommando traf nach erfolgter Alarmierung unverzüglich der Erkennungsdienst zur Tatbestandsaufnahme ein. Die Tragödie hat durch den Selbstmord des Täters eine rasche, blutige Sühne gefunden, aber während der Fall damit erledigt ist, trauert eine Frau um Mutter und Kind. (+)

**D**iese Zeitungsmeldung betrifft mich. Ich habe eine überaus glückliche, unbeschwerte Jugendzeit erleben dürfen. Vier Jahre Mittelschulbildung ließen mich stark und unter-

nehmungslustig in die Zukunft schauen. Die erste große Liebe mit einem hübschen, lieben Studenten half mit, übermütig und tapfer ins Berufsleben hinauszusteuern.

Nach fünf Jahren frohen Wirkens und Schaffens wollte es das Schicksal, daß ich meinem Studenten, meiner ersten Liebe, wieder begegnete. Er war unterdessen fertiger Ingenieur geworden, reifer, männlicher, flotter — einfach mein Mann, meine große Liebe. Weil er dazu bereits eine sichere Staatsstelle versah, heirateten wir bald. Es erschien mir damals ein unverdientes Glück, eine Fügung Gottes, daß wir uns wieder gefunden hatten.

Im ersten Jahr unserer Ehe war ich noch tapfer, ich konnte und wollte es nicht glauben, daß ich mich getäuscht hatte. Ich spielte nach außen und bei meinen Eltern die glückliche junge Frau und würgte alles in mich hinein. Es wurde noch schlimmer, als wir ein kleines Büblein bekamen. Jetzt zeigte sich die Lieblosigkeit und Rücksichtslosigkeit meines Mannes. Krankhafte Wutanfälle wegen jeder Kleinigkeit waren an der Tagesordnung. Streit, Aufregungen, Untreue wechselten in bunter Folge.

Als ich das zweite Kindlein erwartete, war ich am Ende meines Mutes, diese kranke Ehe weiterhin nach außen zu schützen. Es braucht viel, bis eine junge Frau mit einem Kind an der Hand und mit dem zweiten unter dem Herzen ein schönes Heim, mit all ihren liebgewordenen Schätzen ihres eigenen Haushalts verläßt, um abgekämpft und müde zu den Eltern zurückzukehren, Schande zu bringen in eine angesehene Familie, Aufregung und Sorge in ein friedliches Haus zu tragen. Aber ich hatte Angst, Angst für meine Kinder, Angst für mich, vor diesem Manne, der einmal mein geliebter Gatte war, denn zuzeiten war er wie nicht normal — einfach zu allem fähig —, und doch wollte es mir niemand glauben.

Er war nach außen ein wirklicher Gentleman. Obschon sein Arbeitsfeld eine Tagereise entfernt war, konnte ich ihm auch im Elternhaus nicht entfliehen.

Eines Tages gelang es ihm, mir den dreijährigen Kleinen mit Hilfe eines Verbündeten aus unserm Garten zu stehlen, ins Auto zu werfen und vor meinen entsetzten Augen davonzurasen. Wir wußten bange Tage und Nächte nicht, wo er das Büblein hingebracht hatte, ob das Kind überhaupt noch lebte. Nach dem Gesetz war er immer noch der Vater.

Ich durfte nicht verzweifeln, das zweite Kindlein, das alle Aufregungen und Nöte mit mir durchgemacht hatte, kam gesund und kräftig zur Welt. Bald durften wir auch unser armes Peterlein, verängstigt, aber doch lebend, aus einem Kinderheim zu uns zurückholen. Das Gericht hatte mir die Trennung von diesem Manne gestattet, nachdem alles genau geprüft wurde. Die Kinder waren mir zuteilt.

Jetzt konnte doch noch alles gut werden. Allein die Angst konnte mir niemand nehmen. Ich wagte Peterli nicht mehr allein in den Garten zu schicken, den Kleinsten im Wagen hinauszustellen. Wenn ich mitten in der Nacht ein Auto anhalten hörte, sprang ich entsetzt ans Fenster und durchbohrte mit müden Augen die Finsternis. Es blieb so unheimlich still nach diesem Gerichtsentscheid. Er hatte seine Stelle aufgegeben, er gab das zurückgeforderte Frauengut auf gerichtliche Mahnung nicht heraus, er bezahlte die längst fälligen Alimente für die Kinder nicht. Wir waren immer unruhiger, wir spürten, daß etwas kommen mußte — und es kam.

An einem regnerischen Novemberabend stand mein Mann plötzlich mit der Pistole in der Hand in unserer Wohnung, ein wahnsinniger, kranker Mann. Bis ich zur Besinnung kam, was diese wortlose, unheimliche Gestalt im Sinne hatte, sah ich meine Mutter tot hinfallen — er schritt kaltblütig über sie hinweg, an mir vorbei und zielte vor meinen entsetzten Augen auf sein eigenes Kind, auf mein Kind, unser Peterlein, das schreiend und zitternd vor seinem fremden Vater stand.

Dieses Bild brachte mich aus meiner Erstarrung ins Leben zurück, und ich rannte ins Freie und schrie um Hilfe. Ich habe damit das Leben meines kleinsten Bübleins gerettet, welches im Nebenzimmer in seinem Stubenwagen schlief, das Leben meines Vaters, welcher nichtsahnend aus dem Dorf zurückgekehrt wäre, und zuletzt auch das meinige.

Als wir ins Haus einzutreten wagten, da der irrsinnige Mensch sich unterdessen selbst gerichtet hatte, lagen unsere Liebsten leblos, tot in ihrem Blute, ein unvergeßlicher Anblick. Als ich ihnen die Augen für immer zudrückte, sah ich automatisch hinauf zur Wanduhr — innert fünf Minuten hatte ich alles verloren, was mir lieb und teuer war — ich wunderte mich, daß die Uhr weiter tickte und nicht einfach stehen blieb — es mußte doch alles stillstehen, die

ganze Welt —. Ich begriff erst viel später, daß die Zeit, daß das Leben trotz allem weiterging.

Es ist heute genau ein Jahr seit jenem schrecklichen Geschehen. Der Anfang des Überwindens war schwer. Wenn ich verzweifeln wollte, suchte ich nach allem «Gfreuten», das mir geblieben, und ich fand auch jedesmal ein kleines Lichtlein, eine winzige Freude, ein Trost. Vergessen kann man nicht, aber man darf sich dem Kummer und dem Schmerze nicht einfach hingeben.

Ich habe irgendwie neu angefangen. Ich habe vom Morgen früh bis am Abend gearbeitet, und wenn es nichts mehr zu tun gab, habe ich eine Truhe für meinen Buben gemalt oder etwas gebastelt. So hatte ich überhaupt nicht Zeit, meinen Kummer zu nähren und dem Unabänderlichen nachzugrübeln. Abends habe ich vom Arzte verordnete, nervenstärkende Beruhigungstabletten geschluckt, um schlaflose Nächte und Angstträume zu vermeiden.

So habe ich langsam meine innere Ruhe wieder gefunden und die Kraft, mutig und tapfer weiter zu leben, wieder froh zu sein.

\* \* \*

### **Spekulieren ist gefährlich**

**V**or fünf Jahren hatten wir geheiratet. Als einfacher Bankangestellter verfügte ich nur über ein relativ bescheidenes Einkommen. Eigene nennenswerte Mittel besaßen weder ich noch meine Frau, die als Aussteuer nur einige ältere Möbel von ihren verstorbenen Eltern mitgebracht hatte. Die einzige Möglichkeit, in finanzieller Hinsicht mit der Zeit etwas mehr Spielraum zu erhalten, bestand darin, daß ich so rasch als tunlich vorwärtszukommen trachtete. Im Laufe dieser fünf Jahre hatten sich drei kleine Erdenbürger eingestellt. Unser alter Wunsch, eine eigene, schöne Aussteuer anzuschaffen, mußte immer wieder zurückgestellt werden, weil wir uns auf Abzahlungsgeschäfte nicht einlassen wollten.

Endlich, nach vielen Bemühungen, erhielt ich auf Anfang dieses Jahres eine sehr gut bezahlte Stelle in einer großen Zürcher Börsenfirma, und damit schien die Wende zu bessern Tagen angebrochen zu sein. Dank meiner guten Kenntnisse hatte ich mich rasch in den praktischen Börsenbetrieb eingearbeitet. Neben vielem andern sah ich dort auch das Treiben

der Börsenspekulanten, die durch geschickte Dispositionen oft mühelos beträchtliche Gewinne einheimen konnten. Daß daneben auch verloren wurde, bemerkte ich natürlich ebenfalls.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ich mich in Gedanken damit beschäftigte, selber etwas zu unternehmen, obwohl ich mich anfänglich bemühte, solchen Versuchungen keinen Raum zu gewähren. Indessen konnte es nicht ausbleiben, daß ich auf die Kursbewegungen bestimmter Papiere aufmerksam wurde. Vor allem begannen die offensichtlich unterbewerteten Aktien der Internationalen Industrie- und Handelsbeteiligungen, kurz «Interhandel» genannt, mein Interesse zu erregen. Diese Papiere machten nach der Zulassung einer in den USA hängigen Klage auf Herausgabe von Vermögenswerten, die im Verlaufe des Krieges von der Regierung beschlagnahmt worden waren, eine ungeahnte Aufwärtsbewegung mit. Im Laufe der Monate März und April stieg der Kurs von zirka Fr. 1100.— pro Aktie auf über Fr. 1800.—! Jeden Tag mit ansehen zu müssen, wie kühne Spekulanten auf ihren 10, 20 oder 50 Aktien Hunderte und Tausende von Franken verdienten, war auf die Dauer zu viel für mich, der ich förmlich nach Geld hungerte. Freilich war mein jetziges Salär sehr zufriedenstellend, aber «mit dem Essen kommt der Appetit», und gar zu viele Wünsche hatten bisher zurückgestellt werden müssen. In Gedanken erzielte ich, wenn ich mir vorstellte, daß ich zu soundso viel kaufen und einige Tage später verkaufen würde, bereits ansehnliche Gewinne!

Als ich schon halb und halb daran war, «mitzumachen», hörte ich im Radio ein Hörspiel, worin ebenfalls von Spekulationen die Rede war, und das Ende war nichts weniger als gut.

Einige Tage lang kämpfte ich wieder tapfer gegen die Versuchung — um ihr schließlich doch zu erliegen. Als die Interhandel-Aktien zwischen 1800 und 1850 einen vorläufigen Ruhepunkt gefunden hatten, in Börsenkreisen jedoch häufig die Meinung anzutreffen war, daß der innere Wert der Aktie mindestens Fr. 2000.— betrage, hielt ich das Risiko für relativ klein und tätigte, natürlich unter einem Decknamen (da den Angestellten spekulative Geschäfte ohne vorhandene Deckung untersagt waren) für eigene Rechnung einen Terminkauf per Ende Mai über zehn Aktien, die

mir zu Fr. 1852.— das Stück abgerechnet wurden. Dann sank der Kurs vorübergehend auf 1800 und stieg wieder auf etwa 1860.

Zu jenem Zeitpunkt machte ich einen Besuch bei meinen Eltern und sagte im Gespräch so nebenbei: «Ich probiere es jetzt einmal mit Spekulieren an der Börse; möchtet Ihr Euch nicht auch gerne an einem fetten Gewinn beteiligen?» Und ebenso unverbindlich wurde natürlich mit Ja geantwortet. Weil der Bann des protestierenden Gewissens beim ersten Kauf gebrochen worden war, ging ich ohne viel Überlegung hin und kaufte am nächsten Tage weitere zehn Aktien Interhandel, in der Meinung, den auf diese entfallenden Gewinn mit meinen Eltern zu teilen. Sie kamen mich pro Stück auf Fr. 1850.— zu stehen. Dann begann der Kurs langsam abzubreckeln, und in jenen Tagen erschienen die großen Inserate der verschiedenen Schutzkomitees, worin darauf hingewiesen wurde, daß die Zulassung der Klage in den USA noch keineswegs bedeute, daß die Interhandel ihr Eigentum zurückerhalte.

Obwohl mir die ganze Sache beim Lesen

dieser Anzeigen nicht ganz geheuer vorkam, glaubte ich den damaligen Kurs trotz allem noch zuversichtlich beurteilen zu dürfen. Im gleichen Zeitpunkt brach auch der Stahlarbeiterstreik in den USA aus. Der Kurs ging weiter zurück, um vorerst während einiger Tage auf einer bei 1800 liegenden Grenze zu verharren. Zu diesem Kurse kaufte ich in einem mir heute unbegreiflich erscheinenden Optimismus nochmals zehn Stück und rechnete mir dabei aus, daß ich nun bei einem Verkauf sämtlicher dreißig Aktien zu 1850.— wenigstens «herauskomme», d. h. nichts verliere. Bei einem Verkauf zu 1900.—, was ich so ungefähr als Minimum in Rechnung setzte, würde mein mageres Vermögen einen willkommenen Zuwachs von Fr. 1500.— erfahren. In der Erwartung eines weitern Kursanstieges gab ich nun Verkaufsbefehle zu 1900. Zwar ging der Kurs nochmals etwas in die Höhe, gegen zirka 1830, aber leider zum letztenmal. Als er wieder bei 1800 angelangt war, reduzierte ich die Verkaufslimite auf 1850.

Das war ungefähr Ende April. Meine Frau



Hauswand in der Nähe von Lugano

(aus einem Fotowettbewerb des Schweizerischen Heimatschutzes)

war mit den drei Kleinen ins Tessin in die Ferien gefahren, und ich war indessen tüchtig mit Pläneschmieden für den Fall eines Gewinnes beschäftigt. Aber es sollte anders kommen. Der Kurs kam ins Rutschen. Ich muß noch beifügen, daß eine bestimmte Gruppe an der Börse während einiger Zeit das ganze Angebot zu mindestens 1800 aufkaufte, damit der Kurs nicht unter diese Grenze fallen sollte.

Eines schönen Tages wurde diese Limite aufgegeben, und nun kam die Reaktion, von der niemand ahnen konnte, wie tief hinunter sie den Kurs mit sich reißen würde. Ich wollte tapfer sein und mein Engagement nicht bei den ersten Rückschlägen abstoßen, da ich ja noch Zeit bis Ende Mai hatte.

Hätte ich es nur getan! Bei meinen dreißig Stück, die ich im Laufe des Mai unbedingt verkaufen *mußte*, da ich ja über keine eigenen Mittel für die definitive Übernahme dieser Aktien verfügte, bedeutete jeder Franken Kursrückgang einen Verlust von 30 Franken.

Und es fing an, massiv abwärtszugehen! Von Tag zu Tag schlimmer wurde die Hiobsbotschaft, wenn uns die Kursentwicklung von der Börse durchgegeben wurde! In wenigen Tagen sank der Kurs auf 1700, hielt sich ein wenig auf dieser Höhe, um gleich darauf noch weiter abzusacken. 1650! 1620! 1600! Das bedeutete für mich einen glatten Verlust von Fr. 7500.—! Ich durfte nicht daran denken, um Schwindelanfälle zu verhüten. Siebentausendfünfhundert Franken Verlust bei einem Barvermögen von rund Fr. 300.—!

An einem dieser schwarzen Tage schien alles über mich hereinzubrechen. Eine folgenschwere Fehldisposition war im Büro erfolgt, und es mußte abgeklärt werden, wer den Fehler begangen hatte. Ich war es zwar nicht gewesen, aber bis der Sachverhalt klargestellt war, lastete auf allen eine drückende Unruhe. Während der Börsenzeit, als die Nachrichten immer noch hoffnungslos lauteten, erreichte mich ein Telefon meiner Frau. Sie berichtete mir, daß die beiden kleinern Kinder den Mumpf bekommen hätten und für mindestens 1—2 Wochen das Bett im Hotel hüten müßten. Also zu allem ändern auch dort neue, unerwartete Kosten!

Bisher hatte ich mich immer noch gesträubt, den ganzen Posten einfach «bestens» zu verkaufen. Nun war aber meine Widerstandskraft zermürbt. Lieber ein Ende mit Schrecken als umgekehrt! Ich gab Order, zu 1600 zu ver-

kaufen, wobei ich für den allerschlimmsten Fall noch bis 1580 zu gehen bereit war. Es war der schwärzeste Tag: Die Interhandel gingen bis auf 1540 hinunter! Der Umstand, daß ich den Auftrag limitiert hatte, bewahrte mich, wie sich nachher herausstellte, vor dem Schlimmsten. Zu diesem tiefsten Kurs hätte sich mein Verlust der Zehntausendergrenze bedenklich genähert! Zu meiner unsäglichen Erleichterung stellte sich schon am folgenden Tage eine Gegenentwicklung ein. Ich wurde meine Titel zu 1605 und 1610 los.

Das «Nettoergebnis» lautete: Fr. 7200.— minus — in kaum drei Wochen!

Auf Ende Mai hatte ich diese Summe der Bank gegenüber zu decken, und zwar so, daß niemand Verdacht schöpfen konnte, wer hinter meinem «Auftraggeber» steckte. Die Sache mußte irgendwie eingrenzt werden, wenn ich nicht riskieren wollte, meine gute Stelle unter Umständen zu verlieren. Ich sann fieberhaft darüber nach, an wen ich mich wenden könnte, um aus der Patsche zu kommen.

Ich erinnerte mich eines Onkels, der ein Sonderling war und sich uns seit vielen Jahren ganz entfremdet hatte, aber zweifellos über ein nettes Vermögen verfügte. Als Bub hatte ich ihm einmal einen Streich gespielt, was er mir damals sehr übel genommen hatte. Wie ich mich auch wand, es blieb mir tatsächlich nichts anderes übrig, als den Canossagang zu ihm zu unternehmen!

Es kam mir zugute, daß meine Frau noch in den «Ferien» war, so konnte ich unbemerkt in den Jura reisen. Ich schilderte dem Onkel, der mich ziemlich mürrisch empfing, ausführlich meine Spekulantenerlebnisse. Der Onkel begriff — das sei ihm hoch angerechnet — meine Zwangslage vollauf und erschien nach längerem Wegbleiben wieder mit sieben guten eidgenössischen Obligationen zu je tausend Franken, die er mir aushändigte, um den Verlust decken zu können. Allerdings — geschenkt hat er mir nichts! Ich mußte einen Schuldschein unterschreiben und mich zu Rückzahlungsbedingungen verpflichten, die für die nächsten fünf Jahre eine Fortsetzung der verfloßenen Jahre in bezug auf Sparen und Sicheinschränken bedeuten.

Meiner Frau habe ich zwar bis jetzt über mein großes Geschäft noch nichts gesagt. Wenn irgend möglich will ich die bittere Suppe selber auslöffeln und meine Angehörigen nichts davon merken lassen, wie kurz ich finanziell

angebunden bin. Vielleicht kann ich meinen Fehltritt eher beichten, wenn schon ein Teil zurückbezahlt sein wird!

\* \* \*

### Von Stufe zu Stufe

**A**m 20. März 1942, abends um acht Uhr, standen wir am Abgrund, ohne es zu wissen.

Wir hatten uns im Walde verirrt. Mein Bräutigam, der mich zum Bahnhof bringen wollte, zündete ein Streichholz an. Wir sahen nichts als abschüssiges Gelände, nasses Gras und Wurzeln . . . heftiger Regen fiel, es war stockdunkle Nacht. Er nahm mich wieder an der Hand und schritt vor mir her. Plötzlich ließ er meine Hand los. Ich hörte meine Tasche, die er trug, zwei-, dreimal aufschlagen. Dann packte mich das Entsetzen. Ohne es zu wissen, saß ich auf einmal am Boden und hörte mich selber gellend rufen: «Stefan, Stefan . . .»

Um Mitternacht war er tot. Sie hatten ihn in einer Scheune auf Stroh niedergelegt; er war in einer alten, ausgedienten Kiesgrube 20 m tief hinuntergestürzt. Die Polizei glaubte zuerst nicht an ein Unglück. — Ersparen Sie mir, von diesem gräßlichen Verhör am andern Morgen früh um sechs zu berichten. Ich wurde dann sehr krank, haderte mit Gott und wollte sterben.

Ich war mit meinen 24 Jahren ein braves Mädchen geblieben, weshalb also sollte ich so viel Leid erfahren?

Ich lebte weiter, wurde verbittert, wechselte des öftern meine Stelle.

Sechs Jahre später, im Juli 1948, stand ich allein an einem Abgrund. Diesmal wußte ich es. Es war ein regnerischer Sonntagmorgen, früh um fünf Uhr. Ich blickte über die Stau-mauer des Wäggitaler Sees in die verlockende Tiefe. Es war alles zu Ende — sobald die paar Motorradfahrer, die am Ende der Brücke rasteten, wieder wegfahren würden, würde ich es tun.

Unterdessen ließ ich mein Leben an mir vorbeiziehen. Dunkle Bilder aus meiner Jugend stiegen auf. Ich erinnerte mich, wie oft ich als Kind vor dem betrunkenen Vater gezittert hatte; ich sah mich barfuß im Hemde durch den Schnee davonspringen, auf der Flucht vor diesem Vater.

Und dann kam mir jene schaudervolle Nacht in der Kiesgrube wieder in den Sinn, und das, was gestern geschehen war.

Ich hatte nämlich inzwischen einen neuen Freund gefunden, den ich liebte und dem ich Vertrauen schenkte. Im August wollte er die Schweiz verlassen, um in Indien eine Stelle anzutreten. Am Abschiedssonntag hatten wir eine Bergfahrt ins Wäggital verabredet. Ich hatte meine beste Freundin und Arbeitskolle-gin Ruth eingeladen. Wir übernachteten in einer Alphütte in einem Heulager. Was in jener Nacht passierte, war wohl das Ärgste. Als ich mitten aus tiefem Schlaf erwachte, mußte ich sehen, wie mich mein Freund mit meiner Freundin an meiner Seite betrog.

Ich sprang nicht über die hohe Stau-mauer in den Abgrund; denn die vermeintlichen Motorradfahrer waren Fischer, die nach eini-ger Zeit begannen, ihre Angelruten auszulegen, und mich an meinem Vorhaben störten.

Im Oktober desselben Jahres starb meine arme Mutter an jener unheilvollen Krankheit, von der es kein Entrinnen gibt. Mein Vater heiratete rasch darauf wieder.

Um das Maß vollzumachen, verlor ich im Februar des darauffolgenden Jahres meine gute Stelle, allerdings durch meine Schuld. Ich konnte nicht vergessen, was mir meine Freundin angetan hatte, und es kam in An-wesenheit des ganzen Personals zu einem Skan-dal. Natürlich wurde ich entlassen.

Nun war ich stellenlos — 30 Jahre alt.

Die Zeiten waren schlecht, und ich mußte froh sein, schließlich als Packerin an der Laden-kasse eines Detailgeschäftes wieder unterkom-men zu können. Der Lohn war so schlecht, daß es zu nichts reichte. Ich verkaufte mein Klavier, mein Velo, ein Ölbild, Kleider — dann verlor ich auch meine Aushilfsstelle und wurde Vertreterin für ein Buch, mit dem ich von Haus zu Haus hausierte. Daneben vertrieb ich alte Kupferstiche und Kunstgegen-stände. Der Betreibungsbeamte wurde stän-diger Gast in meiner kleinen Wohnung. Ich begann zu fühlen, was es heißt, alleinstehend zu sein.

Trotz allem schrieb ich noch manchmal Ge-dichte. So saß ich eines Abends auf der Ter-rasse des Kongreßgebäudes und versuchte, einige Verse auf das Papier zu bringen.

Als ich einmal aufblickte, war ich nicht mehr allein. Zwei junge Männer saßen mir gegenüber. Einer von ihnen bat mich höflich um einen Tanz. Ich wollte nein sagen, sagte aber doch ja.

# DENKSPORT AUFGABE

Heute unterbreiten wir unseren Lesern eine leichte Aufgabe:

Am Marktplatz einer kleinen Stadt berühren sich zwei Autobuslinien. Die Wagen der Linie 1 halten auf der einen, diejenigen der Linie 2 auf der andern Seite des Platzes. Der Fahrplan ist so eingerichtet, daß die beiden Kurse immer gleichzeitig am Marktplatz ankommen und abfahren; auf diese Weise gibt es keine unangenehmen Wartezeiten.

Ganz genau gleichzeitig kommen die Wagen natürlich nicht an. Aber immer fährt derjenige Bus, welcher als erster einfährt, als zweiter ab.

*Frage:* Warum diese Reihenfolge?

*Auflösung Seite 46.*

Den folgenden Tanz schlug ich auch seinem Kameraden nicht ab, dessen bestechende, saubere Fröhlichkeit mir von Anfang an besser gefallen hatte.

Er ist heute mein Mann.

Ich bin glückliche Mutter geworden. Ich denke nur noch selten an die furchtbare Vergangenheit, die hinter mir liegt.

\* \* \*

## Bekennnis

Ich muß wohl dem folgenden Bericht voraussagen, daß ich zeit meines Lebens, auch auf den dunkelsten Wegen, in dem starken Gefühl, das Geschöpf meines Schöpfers zu sein, niemals ganz verlassen gewesen bin.

Ich heiratete vor mehr als zwanzig Jahren mit dem Bewußtsein, durch die Hingabe des Ich an ein Du etwas Neues, Schönes, die Ehe, aufzubauen. Mein Bräutigam war ein nervöses, empfindliches, aber feines Wesen, dem es ebenso ernst war, sein Bestes geben

zu wollen, wie mir. Wir sind denn auch noch vor unserer Ehe zum Arzt gegangen. Wir freuten uns auf die Erfüllung unseres Seins — doch da war auch gleich schon die erste Schwierigkeit, nämlich auf die Erfüllung warten zu können, so daß der junge Mann, dessen Nervensystem versagt hatte, sich entwickeln und entfalten konnte. Nein, es war mir gar nicht schwer, ich war ein so froher junger Mensch und wollte mich gerne gedulden.

Erst eine totale Veränderung der Lebensverhältnisse — statt geistiger mehr körperliche Arbeit für meinen Mann — brachte uns nach drei Jahren die Erfüllung und damit auch das ersehnte Kind. Eine wahrhaft glückliche Zeit, in der ich selig war. Gleichzeitig schoben sich aber die ersten schweren Wolken neuer Störungen vor die Sonne. Das Geschäft, das wir übernommen hatten, ging in jenen Jahren der Arbeitslosigkeit zurück; wir beide hatten zu wenig Erfahrung. So wuchsen in jeder Beziehung die Schwierigkeiten, und ein Jahr, nachdem das Kind geboren war, kam der endgültige Zusammenbruch. Das Geschäft mußte verkauft werden, und damit begann das tragische Leid für meinen Mann. Jene geheimnisvolle, grausame Angst, die ihm zeit seines Lebens aufgelauret hatte, bekam die Oberhand und machte ihn zu einem seelisch kranken, arbeitslosen Menschenkind. Der Nervenarzt betreute meinen Mann, ich selber ging wieder dem Berufe nach.

Zuerst hatte ich zu Hause eine Hilfe; als wir dann aber einsehen mußten, daß mein Mann bei seinem Zustand einfach keine Anstellung kriegen konnte, haben wir uns diese Auslage ersparen müssen. Wenn er gelegentlich aushilfsweise wieder etwas arbeiten konnte, dann gab ich das weinende Kind in die Krippe. Und mit diesem Weinen im Ohr eilte ich dann ins Büro.

Und doch — es hatte auch dies sein Gutes, weil es Mutter und Kind lehrte, sich den Lebensnotwendigkeiten zu unterziehen, und beide vor jeder Verzärtelung hütete.

Das ging zwei Jahre und noch mehr, und obgleich ich den Blick für alles Schöne behielt und wußte, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, wurde ich alt, müde und traurig. — Und doch, wenn wieder ein neuer Frühling ins Land zog, konnte ich nicht anders als glauben, daß auch für uns nicht Untergang, sondern neues Leben werden müsse.

So habe ich gehofft, geglaubt und gebetet. Vielleicht geschah darum das Wunder, ein Wunder Gottes! Es kam auf eine von den über hundert geschriebenen Offerten eine Antwort. Gerade auf die, welche ich nach Mitternacht, ganz zuletzt, schrieb und wozu mein Mann bemerkte, «die haben ausgerechnet auf mich gewartet». Aus den sechs Bewerbern, die sich von 85 vorstellten, wurde mein Gefährte gewählt! Es zeigte sich dann im Verlauf der Zeit, daß dies ausgerechnet diejenige Stellung war, deren Bedingungen und Atmosphäre es meinem Manne ermöglichten, in die Arbeit hineinzuwachsen.

So haben wir, wenn auch vorerst ganz klein und bescheiden, doch wieder ein Auskommen gehabt. Ich durfte wieder zu Hause sein und nur der Familie leben.

War das eine Freude für unser Kind, wie haben wir all die kleinen «Selbstverständlichkeiten» genossen!

Mit neuem Eifer glaubten wir auch, unsere Ehe wieder aufbauen zu können. Doch nun zeigte es sich, daß das Versagen meines Mannes in seelischen Tiefen begründet war, die eine vollständige Heilung verunmöglichten. So kam die bittere Klarheit, daß wir nur wie Geschwister würden nebeneinander leben können. Mit diesem endgültigen Verzicht war eine große geistige Umwandlung der Beziehungen von Mann zu Frau verbunden. Denn wo der Eros fehlt, fehlen die vielen Antriebe und Anreize, die das Leben eines Paares bereichern. Aber wir waren ja zu dritt. Wir lebten nicht nur unser eigenes Leben, sondern es ging auch um das Glück unseres Kindes. Was machte es schließlich, wenn unsere Ehe nicht restlose Erfüllung brachte? Oft dachte ich mir: «Was sind denn angesichts des Sternenhimmels schon die 60 oder 70 Jahre meines Erdendaseins?» Und so bemühte ich mich, unserem Sohn eine möglichst gute Mutter zu sein und dadurch meinen Beitrag zum Aufbau der unvollkommenen Welt beizutragen.

Nein, eine Heilige war ich nicht, nur ein gewöhnlicher Mensch. Aber wenn man sich auch in seinen dunklen Stunden von göttlicher Hand gehalten fühlt, kann man nie ganz verlorengelassen werden.

In meinem Falle war die Aufgabe, außer dem Kind auch dem Gatten immer mehr zu seinem Leben zu verhelfen, «denn er lebt ja nur durch Sie», sagte der Arzt. Daran bin ich gewachsen, und so sind die Wurzeln meines

# RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

## Baseldeutsch

### Mer händ en bätte

und nicht *mer händ en bittet*, heißt es auf Baseldeutsch. Nachfolgend ein paar Verben, deren Vergangenheitsform etwa Schwierigkeiten bereitet, sowie einige Verben, deren Bestand durch das Schriftdeutsche gefährdet ist.

Mundart		
Grundform	Partizip	Schriftdeutsch
<i>bälle</i>	<i>bulle</i>	bellern
<i>bampl</i>	<i>bamplet</i>	baumeln
<i>bütte</i>	<i>bätte</i>	bitten
<i>bschau</i>	<i>bschaut</i>	betrachten
<i>bschyße</i>	<i>bschisse</i>	betrügen, mogeln
<i>sich bsinne</i>	<i>bsunne</i>	sich erinnern
<i>draume</i>	<i>draumt</i>	träumen
<i>duudle</i>	<i>duudlet</i>	Zeit vergeuden
<i>füserle</i>	<i>gfüserlet</i>	fein regnen
<i>fuxe</i>	<i>gfuxt</i>	foppen, mopsen
<i>gneije</i>	<i>gneit</i>	knien
<i>grobble</i>	<i>grobblet</i>	kriechen
<i>gryne</i>	<i>grinne</i>	weinen
<i>huure</i>	<i>ghuurt</i>	kauern
<i>lampe</i>	<i>glampt</i>	schlaff hangen
<i>loo</i>	<i>(g)losse</i>	lassen
<i>(g)lysle</i>	<i>glyslet</i>	flüstern
<i>niele</i>	<i>gnielt</i>	wühlen
<i>nieße</i>	<i>gnosse</i>	niesen
<i>rieffe</i>	<i>grueffe</i>	rufen
<i>schlägge</i>	<i>gschläggt</i>	lecken
<i>schnaigge</i>	<i>gschnaiggt</i>	schnüffeln
<i>speije</i>	<i>gspeit</i>	spucken
<i>wuerele</i>	<i>gwuerelet</i>	nach Moder riechen
<i>wuusele</i>	<i>gwuuselet</i>	sich rasch durcheinander bewegen (von etwas Kleinem)
<i>ziggle</i>	<i>zigglet</i>	tätlich necken

Zusammengestellt von Rudolf Suter

Seins immer mehr in die Tiefe gegangen, daß der Sturm, der zeitweise durch mich ging, mich nie entwurzeln konnte.

Dennoch waren sie alle da, die Niederlagen, die Zweifel, die Lieblosigkeit und Erbitterung, und wohl das Gefährlichste in den Krisenjahren der Lebensmitte, ein inneres Absterben. Jenes unheimliche Weder-Lachen-noch-Weinen, Weder-Lieben-noch-Hassen, jenes Stumpf-und-fertig-Sein. Und auch das Versagen der Gesundheit, das Eingesperrtsein in seinen Zustand, keine der hundertfältigen Auswirkungen blieb erspart.

Und am Ende war es doch wieder die Liebe, die mich gerettet und zu neuem Leben gerufen hat. In der Reife des Lebens sind alle Fesseln gefallen. Da habe ich mich von mir selber lösen können, und die ganze Schönheit des Lebens kam wie ein Geschenk des Himmels auf mich zu. Zwar war ich auch vorher nicht verkrampft und habe mich immer wieder meinen Mitmenschen zuwenden können — aber dies Geschehen, das unmerklich kam und doch auf einmal da war, das war wirkliche Erlösung, war meine Kapitulation und Übergabe, mein restloses Bekenntnis: Ich kann nichts, aber Du, Gott, kannst alles.

Und dann war ich ganz frei für die Freude, konnte mich ganz unbeschwert hinwenden zu den Mitmenschen, aber auch zu der herrlichen Schöpfung, zu allen Gaben der Kunst. Ich hörte, wo für viele nichts zu hören war, und sah, wo alle vorübergingen. Und so bin ich unendlich reich geworden; so viele Freundschaften fallen in einen einzigen meiner Tage.

Viel verdanke ich auch der Musik. Habe ich doch mit bald 40 Jahren noch Geige zu spielen angefangen, als der Sohn groß geworden und das Leben ruhiger ward; denn es festigte sich ja auch immer mehr privat und geschäftlich dasjenige meines Mannes. Die Pflanze Menschenleben ist nie zu alt, um neue Schosse treiben zu können. Viele herrlich schöne Stunden verlebte ich im Kreise Musizierender, viel Freude konnte ich selbst damit bereiten; aber auch die Mißtöne, die Disharmonien, die dann und wann noch in mir auftauchten, vermochte ich in Melodie umzuwandeln.

So kann ich eigentlich heute nur danken und von ganzem Herzen ja sagen zu meinem Leben. Es liegt so viel Freude und Liebe darüber.

\* \* \*

## Das goldene Wort

Als blutjunger Schulmeister war ich nach dem Dörfchen X, auf einer nordseitigen Terrasse des Zürcher Hügellandes gelegen, abgeordnet worden.

Jung, unerfahren, allein, weder stofflich noch methodisch genügend vorbereitet, hatte ich die Hoffnungen, die Eltern und Kinder in mich setzten, zu erfüllen. Zehn Minuten Sprache in einer der immer anwesenden sechs Klassen, zehn Minuten Rechnen, zehn Minuten Realfächer. Kaum begonnen, war die Zeit zerronnen, Kampf vor allem mit dieser Zeit, Kampf mit dem Stoff, mit der Methode, Kampf mit den unvorhergesehenen Unzulänglichkeiten und Kampf mit sich selbst. Kampf am Abend mit den vielen Heften, die bei der langen Stillbeschäftigung der Schüler allzurasch voll wurden, und Kampf mit dem schönen Aufbau der zu präparierenden Lektionen, die in der Übungsschule mindestens eine halbe Stunde dauern und hier in zehn Minuten abgetan sein mußten.

Es war ein richtiges Ersaufen in der Arbeit, die mich bis nachts zehn Uhr in ihrem Banne hielt, ganz abgesehen von anderen Verpflichtungen, die von der Allgemeinheit an den «Herrn Lehrer» gestellt wurden, der vom praktischen Leben so gut wie nichts verstand. Dabei war ich ausgezogen voll von Romantik, und das Leben lag verheißungsvoll vor der jungen, heischenden Seele. Aber alles ging in Sisyphosarbeit und Zeitmangel unter.

Der Druck wurde langsam unerträglich. Längst hatte ich es aufgegeben, einem dörflichen Gemeinschaftsgeist zuliebe an den Samstagabenden mitzujassen und mitzutrinken. So fuhr ich jeden Samstag heim.

Um so schwerer fiel es mir jeweils, am Montagmorgen mit dem ersten Zug ins Tal hinauf zu fahren und dann den mehr als halbstündigen Weg durch Wald zu wandern, besser gesagt zögernd, lustlos hinaufzupilgern. Mehr als einmal war ich daran, dort, wo die Straße in einer Kehre hart an einem Abgrund vorbeiführt, die Mappe in das tiefe Tobel hinabzuwerfen und umzukehren. Der Zufall wollte es, daß an einem solchen Tag der alte Tierarzt heraufgestiegen kam und sich an den Mittagstisch zu mir in der Wirtsstube setzte.

«Schulmeister, was ist los? Sie sehen so grämlich aus.»

Der Mann hatte etwas Gewinnendes an

sich, und so leerte ich ihm mein Herz aus und berichtete ihm über die Nöte eines jungen Schulmeisters, dem bei allem guten Willen der sich türmenden Unzulänglichkeiten wegen fast alles in den Händen zerrann.

Da lachte der Mann, nachdem er mir verständnisvoll zugehört hatte, aus vollem Halse.

«Trösted Si sich», sagte er dann, «wo-n-ich e so nen junge Veetokter gsi bin, ischt mer au jedes Chalb verreckt!»

Dieser Ausspruch wirkte so erlösend für mich, daß ich von nun an jeden Montagmorgen an jenem Abgrund lachend und pfeifend vorbeigehen konnte.

\* \* \*

## Die Erkenntnis

Der Alltag eines schlichtbürgerlichen Lebens floß Jahre hindurch dahin ohne tiefgreifende Ereignisse. Man nahm Gesundheit, geistiges Wachstum der Kinder, sichern Beruf des Familienvaters als Selbstverständlichkeiten hin, wenn nicht gar als zwingende Folge eines geordneten Lebensstils. Dann traf die Familie der Schicksalsschlag, daß ihr Ernährer von einem Auto angefahren wurde. Ich (eben der Ernährer dieser Familie) kam lebensgefährlich verletzt ins Spital, und es folgten Wochen in Schmerzen, Erwartungen und Enttäuschungen.

Und das Wichtigste: mein klarer Glaube, von Gottes Huld getragen, von Versuchungen und Fährnissen verschont zu sein, wurde durch die Folge von Enttäuschungen nach und nach getrübt. Die etwas oberflächlich geglaubte Parabel Christi, daß ohne Bestimmung seines Vaters kein Spatz vom Dache fällt, stellten meine Entbehrungen in ein anderes Licht.

Monate vergingen ohne Heilerfolg, mit körperlichen Schmerzen und seelischer Verlassenheit. Eine dumpfe Zerknirschung überkam mich. Ist das der vielgelobte Gott der Barmherzigkeit und Liebe, der trotz Gebet und versuchter Tapferkeit dem Menschen so viel Leid schickt, die Familie auseinanderreißt? Ist das Wort vom «süßen Joch» unseres Meisters nichts als ein Köder? Ist der religiöse Grundsatz, daß wer nach Gottes Gesetz lebt, seiner Gnade besonders teilhaftig wird, trügerisches Animieren?

Ich kämpfte während Wochen einen bitteren Kampf um den Gottesglauben, der mir früher so selbstverständlich gewesen war. Glaube zerrte am Glauben: der im Leid geprüfte am

ungeprüften. In dem einstigen «Favoriten Gottes», dem klein und unbeholfen gewordenen Geschöpf, blieb nur noch der Glaube an die Unendlichkeit Gottes. Ist er aber unendlich, dann ist er auch unbegreiflich. Ein von uns begriffener Gott ist keiner. Und doch vollzieht sich mit der wachsenden Erkenntnis vom unbegreiflichen Gott etwas paradox Geheimnisvolles: Er naht sich dem Menschen, teilt sich ihm mit; er wird ihm auf eine ganz besondere Art «begreiflich».

Was anderes bringt denn einen glaubens- und erlösungssicheren Menschen, der wähnt, mit einem äußerlich gutgeführten Leben Gottes Geboten zu genügen, gründlicher zur Umkehr als selbstertragenes Leiden? Diese Erkenntnis wurde mir in einer der schlimmsten Stunden zuteil — ein Geschenk, das mir sogar mehr wert war als die Befreiung von den Schmerzen.

Noch befinde ich mich im Krankenbett, schon über sechs Monate. Wenn ich wieder der Familie und dem Beruf zurückgegeben sein werde, habe ich im neuen Leben draußen eines gewonnen: die Unbegreiflichkeit Gottes ein ganz klein wenig zu begreifen. Mit diesem Gewinn ist noch die Demut verbunden. Demut verhält sich zum Hochmut wie eine aufgestellte Schale zu einer umgestülpten: Jene ist das Sammelbecken der tropfenweisen Eingebungen Gottes, diese ein Schutz vor ihnen.

\* \* \*

## Der Baum

Ich war ein siebzehnjähriges Mädchen und stand am Ende einer gegen außen vollkommen glücklich und ideal erscheinenden, in Wirklichkeit jedoch unendlich einsamen, unverständenen Kinderzeit. Mit großer Aufmerksamkeit und Liebe hatten meine Eltern für mein leibliches Wohl und meine Schulung gesorgt und es nicht an einer vorzüglichen Erziehung fehlen lassen. Doch fanden sie den Weg nicht zu meinem völlig anders garteten, übersensiblen und nach seelischer und geistiger Nahrung hungernden Wesen. Ich war, wie man sagt, ein schwieriges, ein Sorgenkind, nicht unfolgsam oder verdorben, aber etwas eigenwillig, schwer verständlich und mehr und mehr in mich verschlossen. Man setzte große Hoffnungen auf den Welschlandaufenthalt und erwartete, daß ich dort den «Knopf auf tun» werde. Auch ich selber empfand die Trennung vom Elternhaus als eine wahre Erlösung, wenn auch

schon ahnend, daß ich einer nur scheinbaren Freiheit entgegenging. Nach einer ersten, kurzen Zeit der Freude am Neuen und Unbekannten begann denn auch bald der Weg des Leidens, das nur derjenige annähernd verstehen kann, der selber Ähnliches erlebte.

Einerseits von hohen Idealen, von geistigem Erlebnishunger und Strebsamkeit erfüllt, besaß ich andererseits doch nicht die Kraft, die es braucht, sich als Einzelgänger unter lauter Andersgearteten durchzusetzen und gleichzeitig den Stürmen der innern Entwicklung standzuhalten.

So verlor ich mich denn ganz in die Welt der Dichter und Philosophen, machte daneben die glücklichsten Entdeckungen, wie beispielsweise die Musik, geriet aber auch in umstürzende weltanschauliche Konflikte, die mir den letzten Rest des ohnehin schon arg unterhöhlten Lebensmutes und -willens nahmen. Mehr und mehr verschloß ich mich mit meinem Leid in mich selber und wurde zu einem unsäglich gehemmten, scheuen und unverständlichen Außenseiter. Was nicht ausbleiben konnte, geschah: Ich wurde krank, erst körperlich, dann nach kurzer Zeitspanne unter der Last der innern und äußern Spannungen seelisch und physisch vollständig zusammenbrechend.

Es folgten darauf Wochen unermeßlichen Leidens, die ich, jeder Annäherung des Arztes der Heilanstalt, in die ich gebracht worden war, verschlossen, in völliger Teilnahmslosigkeit und abgrundtiefer Schwermut verbrachte. Erst viel später wurde mir klar, an welchem fürchterlichem Abgrund ich gestanden hatte. Denn wenn die Aussicht auf den Tod uns doch immerhin die Hoffnung auf ein neues, besseres Jenseits erlaubt, was kann der Wahnsinn anderes bedeuten als ewiges Leiden?

Nicht der geringste Hoffnungsstrahl brachte etwas Licht in meine grenzenlose Dunkelheit! — Bis eines Tages ein Wunder geschah! Bis plötzlich etwas auftauchte aus dem grauen Nebel und Wirklichkeit wurde vor meinem innern Auge: Vor dem Fenster meiner Zelle stand ein Baum, ein ziemlich verwachsenes, unscheinbares Gewächs, das durch keinerlei Besonderheiten hervorzustechen vermochte. Ein Baum, wie es deren unzählige gibt, überall und jederzeit. Wir sehen sie, wir lieben sie vielleicht ihrer Schönheit oder Fruchtbarkeit

willen, doch ob wir sie je wirklich bewußt *erlebten*?

Ich erfuhr damals an jenem gewöhnlichen, fast häßlichen Baume zum erstenmal das Wunder des Du! Denn er stand nicht da draußen wie alle andern Dinge, die mich nichts angingen, sondern er rief mich an, er sprach zu mir aus der gleichnishaften Größe und Traurigkeit seiner Gestalt, aus dem je nach Tageszeit und Witterung wechselnden Ausdruck seiner Mimik und rüttelte mein seit dem Zusammenbruch lahmgelegtes Reaktions- und Erlebnisvermögen wach. Gott strahlte aus ihm als Sinnbild ewigen Seins, als Sinn alles Lebens und alles Leidens und ließ mich die Einheit aller Dinge, alles Seienden, Werdenden und Vergangenen ahnen. Von der Stunde dieses einmaligen Erlebnisses an war ich nicht mehr allein; ich hatte einen Bruder, ein Du, zu dem ich immer und immer wieder zurückkehrte aus der grundlosen Tiefe meiner Schwermut und das mir antwortete auf meine erst zögernden Anrufe. Er ward mir zum Vorbilde und übte eine seltsam zwingende Macht auf mich aus, die mich neu belebte.

Ich begann mich meiner Kraft- und Willenlosigkeit zu schämen und einzusehen, wie feige ich vor dem Leben zu entfliehen versucht hatte.

Noch viele Monate vergingen, bis ich wieder dem Leben in der Wirklichkeit draußen ausgesetzt werden konnte. Doch, was die Hauptsache war, es gelang! Das «Trotzdem», das mich der Baum allem Irrsinn und aller Unbegreiflichkeit der Welt entgegenzusetzen gelehrt hatte, wurde erst viel später in mir zur lebendigen Wirklichkeit, machte mich zu dem gesunden, lebensbejahenden Menschen, der ich heute bin, und gab mir die Kraft, den doppelten Anforderungen, die nun der Aufbau meines Lebens an mich stellte, gerecht zu werden.

Ja, ich weiß, meine Geschichte läßt seltsame Hirngespinnste eines Sonderlings vermuten. Aber es gibt wirklich noch solche Wunder, nur haben wir verlernt, daran zu glauben, wir haben verlernt, wirklich zu *leben*, zu staunen über das Unendliche und Ewige, das sich uns doch aus jedem Baum, aus jeder Blume und aus jedem neu aufsteigenden Tage neu zu erschließen bereit ist.

\* \* \*